

Interkulturelle Familienkonstellationen aus literatur- und sozialwissenschaftlicher Perspektive

Zusammenfassung und Diskussion

WEERTJE WILLMS

Familie war immer schon ein wichtiges Thema in der Gesellschaft und den künstlerischen Ausdrucksformen, dabei sind indes Phasen zu erkennen, in denen es von besonderem Interesse gewesen ist. Anscheinend befinden wir uns derzeit wieder in einer solchen Phase, lässt sich doch für viele verschiedene diskursive Bereiche – wie die Politik, die Medien, die Pädagogik – sowie für etliche künstlerische Ausdrucksformen – wie die Literatur und den Film – konstatieren, dass das Thema ›Familie‹ in den letzten zehn Jahren verstärkt in den Fokus des Interesses gerückt ist. So ist in Bezug auf die Literatur das Phänomen der Renaissance des Familienromans mehrfach bemerkt worden (vgl. Holdenried)¹. Zugleich gewinnen die akademische Auseinandersetzung mit Fragen der Interkulturalität (vgl. z.B. die Gründung der *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* im Jahr 2010) sowie die interkulturelle Literatur seit einigen Jahren immer mehr an Gewicht (vgl. z.B. die Vergabe des Deutschen Buchpreises an Melinda Nadj Abonji, ebenfalls im Jahr 2010). Dass die Bedeutung interkultureller Literatur in der Öffentlichkeit zugenommen hat, gilt schon länger für den britischen Buchmarkt, wo Titel ›interkultureller Autoren‹ regelmäßig auf den Bestsellerlisten stehen (vgl. Weingarten). Umso erstaunlicher ist es, dass, wie in der Einleitung bereits bemerkt wurde, interkulturelle Familienkonstellationen in der Forschung – und dies gilt für die literaturwissenschaftliche wie die

1 | Diese Angabe sowie analoge Verweise im weiteren Text beziehen sich auf den Beitrag der Autorin bzw. des Autors in diesem Band.

soziologische gleichermaßen – bisher kaum beachtet wurden, zumal sie in unserer Gesellschaft nicht nur weit verbreitet sind, sondern auch, der Einschätzung Heiner Keupps nach, durch Globalisierung, globale Migrationsbewegungen und Pluralisierung *strukturell* bereits zum Normalfall in der spätmodernen Gesellschaft geworden sind (vgl. Keupp).²

Da wir künstlerische Medien als interdiskursive, mit anderen diskursiven Formationen der Gesellschaft in einem besonderen Wechselverhältnis stehende, betrachten, dürfen die in der Kunst verhandelten Probleme und ›Lösungen‹ nicht isoliert untersucht werden; es gilt vielmehr zu fragen, in welchem Verhältnis diese zu denen anderer gesellschaftlicher Bereiche stehen.

Im Folgenden soll daher der Versuch unternommen werden, die in den einzelnen Beiträgen wiederkehrenden Themen, Aspekte und literarischen Formen in Bezug auf die ›interkulturelle Familie‹ herauszukristallisieren und zusammenfassend zu diskutieren. Einige Gesichtspunkte fallen als besonders häufig genannte auf und scheinen erste Antworten auf die Frage zu geben, worin die spezifischen Problemlagen interkultureller Familien zu finden sind und in welchem Verhältnis die Darstellungen in den künstlerischen Medien zu denen der soziologischen und psychologischen Forschungen stehen. Neben den notwendigen Bestimmungen der Begriffe ›Interkulturalität‹ und ›interkulturelle Familie‹ werden folgende Aspekte betrachtet: die Bedeutung und der Stellenwert des ›Inter‹ in der Familie, spezifische Konfliktpotenziale der Migrationsfamilie, besondere narrative Strategien in den interkulturellen Texten und auffällige Veränderungen im historischen Verlauf.

2 | Das heißt allerdings nicht, dass dies bereits allgemein anerkannt wäre, denn kulturelle Differenz macht nach wie vor Angst, weshalb ›reine Identitäten‹ gerne als anthropologische Konstanten und damit als unüberbrückbar gesetzt werden, was Debatten wie die um Thilo Sarrazins *Deutschland schafft sich ab* (2010) oder Auftritte des international bekannten Familien- und Lebensberaters Bert Hellinger zeigen.

1. BEGRIFFE

1.1 ›Familien mit Migrationshintergrund‹ und ›interkulturelle Familien‹

Ein Begriffsfeld, das in den Beiträgen bearbeitet wurde, ist dasjenige der ›interkulturellen Familie‹. Impliziert es in den Literatur- und Kulturwissenschaften vielfältige Arten von Familienkonstellationen, findet es in der Soziologie dagegen kaum Verwendung; stattdessen spricht man hier von ›Migrationsfamilien‹ oder von ›Familien bzw. Personen mit Migrationshintergrund‹ (vgl. Scholz, Helfferich).

Erforscht werden in der Soziologie in erster Linie die Migrationsbewegungen nach Deutschland, die durch Arbeits- und Heiratsmigration entstehen. Dadurch werden Familien ganz unterschiedlicher Zusammensetzung und Größe in den Blick genommen: Zum einen handelt es sich um Familien, die im Verband nach Deutschland migrieren (was besonders bei Aussiedlern der Fall ist), oder um einzelne Personen, die in einen größeren Familienverband nach Deutschland einheiraten, zum anderen um Einzelpersonen, die zur besseren Versorgung ihrer Familie nach Deutschland auswandern und im Zuge dieser Migration ihre Familie im Herkunftsland zurücklassen. Stark zugenommen hat in diesem Zusammenhang die Haushaltmigration, bei der vornehmlich Frauen migrieren (vgl. Helfferich, Scholz). Darüber hinaus gehören zu den Familien mit Migrationshintergrund solche, die auf einer binationalen Ehe gründen.

In den literatur- und kulturwissenschaftlichen Beiträgen des vorliegenden Bandes wird der Begriff der ›interkulturellen Familie‹ für folgende Familienformen verwendet: eine im größeren Verbund migrierende Familie (vgl. Riedel, Willms), die zweite Generation, also die bereits in Deutschland geborenen Kinder einer Migrationsfamilie, z.B. einer Gastarbeiterfamilie (vgl. Blioumi, Holdenried), binationale Ehen mit Kindern (vgl. Stamm, Ekelund), die Migration einer Einzelperson durch eine arrangierte Ehe (vgl. Weingarten) oder aufgrund des Wunsches nach persönlicher Entfaltung (vgl. Blioumi), Adoption (vgl. Hermes), Imagination eines Elternteils mit anderer nationaler Herkunft durch das Kind (vgl. Ekelund). So stehen sich zwei gewichtige Aspekte gegenüber: Zum einen handelt es sich um den der Trennung und damit die Frage, wie die Familie mit dieser zurechtkommt und gegen das Auseinanderfallen ankämpft. Zum anderen geht es um denjenigen des Zusammenhalts, der auch bei physischem Zusammen-

sein im Migrationsland erschwert ist. Ausgeklammert bleibt in den literaturwissenschaftlichen Beiträgen der Bereich der Arbeitsmigration; genuin literarisch dagegen ist der Bereich des Imaginativen.

1.2 ›Interkulturalität‹ und ›interkulturelle Literatur‹

Nicht nur, wie eben dargestellt, in Bezug auf die Familie, sondern generell wird in der Soziologie (wie auch in der Ethnologie) der Begriff ›Interkulturalität‹ kaum verwendet. Dies erklärt sich aus dem auf die Migrationsbewegung gerichteten Untersuchungsfokus, für den der Terminus ›Transkulturalität‹ gebraucht wird – es geht also um den Transit von einem Land in ein anderes.³ Dies ist in den Literatur- und Kulturwissenschaften grundsätzlich anders. Doch gemäß den zahlreichen Forschungsaspekten und Untersuchungsschwerpunkten stellt sich hier das Problem, dass viele verschiedene Definitionen von ›Interkulturalität‹ vorliegen. So verwendet z.B. Michael Hofmann den Begriff in pragmatischer Weise für Texte von AutorInnen mit Migrationshintergrund, welche die Erfahrung der Fremdheit in ihren Texten umsetzen,⁴ für Ortrud Gutjahr dagegen »wird mit dem Begriff Interkulturalität eine Grenzüberschreitung in den Blick genommen, bei der weder ein wie auch immer gefasstes Innerhalb oder Außerhalb der Grenze noch die Grenze selbst zum eigentlichen Untersuchungsgegenstand wird, sondern das *Inter* selbst«⁵. Viele Verwendungsweisen sind durchaus strit-

3 | Auch in den Literatur- und Kulturwissenschaften findet der Terminus ›Transkulturalität‹ Verwendung. Er wird sehr unterschiedlich definiert, meint aber in keiner der verschiedenen Definitionen dasselbe wie in der Soziologie und Ethnologie (vgl. z.B. Hendrik Blumentrath u.a.: *Transkulturalität. Türkisch-deutsche Konstellationen in Literatur und Film*, Münster 2007). Eine neuerer Zugang stammt von Byung-Chul Han, der den Begriff der ›Hyperkulturalität‹ eingeführt hat. Vgl. Byung-Chul Han: *Hyperkulturalität: Kultur und Globalisierung*. Berlin 2008.

4 | Vgl. Michael Hofmann: *Interkulturelle Literaturwissenschaft. Eine Einführung*, Paderborn 2006, S. 196f.

5 | Ortrud Gutjahr: »Interkulturalität als Forschungsparadigma der Literaturwissenschaft. Von den Theoriedebatten zur Analyse kultureller Tiefensemantiken«, in: Dieter Heimböckel u.a. (Hg.): *Zwischen Provokation und Usurpation. Interkulturalität als (un-)vollendetes Projekt der Literatur- und Sprachwissenschaften*, Paderborn 2010, S. 17-40, hier S. 27.

tig: Wenn es sich nämlich beispielsweise bei ›interkultureller Literatur‹ um solche handelt, in der Fremdheitserfahrungen zur Darstellung kommen, so kann man argumentieren, dass dies etwas ist, das Literatur immer schon ausgezeichnet hat und das außerdem eines der grundlegenden Themen von Literatur überhaupt ist. Versteht man unter ›interkultureller Literatur‹ dagegen Texte von AutorInnen nicht-deutscher Herkunft und Muttersprache, so läuft man Gefahr, diese Literaturproduktion aus dem allgemeinen literarischen Schaffen einer Gesellschaft auszugrenzen und ihr einen Sonderstatus zuzuweisen. Eine einheitliche Definition der Termini ›Interkulturalität‹ und ›interkulturelle Literatur‹ liegt also nicht vor und ist auch wohl nur schwer erreichbar.

Umso auffälliger ist es, dass die sich mit interkulturellen Familienkonstellationen beschäftigenden Beiträge des vorliegenden Bandes den Begriff in recht ähnlicher Weise verwenden bzw. ähnliche Schwerpunkte setzen: Wie gezeigt, werden in allen analysierten Texten Familien dargestellt, die in irgendeiner Weise von der Migration betroffen sind. Auch die AutorInnen der Romane – zumindest der Gegenwart – sind dies sehr häufig, doch ist dafür keine gezielte Auswahl ausschlaggebend, sondern die Tatsache, dass AutorInnen mit Migrationshintergrund diese Erfahrung häufig literarisch verarbeiten. Der Bezug zwischen dem Text und der Herkunft des Autors lässt sich also wohl nicht ganz umgehen;⁶ wichtig erscheint hier aber, dass dadurch keine Aussonderungsprozesse in Gang gesetzt werden.⁷

Die in den Texten dargestellten Familien werden durch die Migration mit zwei oder mehr Kulturen konfrontiert, mit denen sie sich auseinandersetzen müssen, ohne dass dabei eine Kultur als eine abgeschlossene Entität begriffen würde. Und genau in diesem *Prozess* der Auseinandersetzung und des Aushandelns und dem daraus sich entwickelnden *Neuen* besteht das Interkulturelle, so wie es von den meisten AutorInnen des vorliegenden Bandes verstanden wird. Dies wird besonders offensichtlich, wenn die untersuchten Texte die VertreterInnen der zweiten Generation, der Kinder,

6 | So verwendet auch Weingarten den Begriff ›interkulturelle Literatur‹ im anglistischen Kontext dezidiert für »Literaturen ethnischer Minoritäten in Großbritannien«.

7 | Vgl. die Debatten um die ›burden of representation‹, bei denen es darum geht, wer wen repräsentieren darf. So existiert durchaus auch die Meinung, dass Nicht-MigrantInnen keine Migrationsprobleme darstellen dürfen, wodurch die hier angerissene Problematik auf die Spitze getrieben wird.

fokussieren (vgl. Blioumi, Holdenried, Willms), welche in noch stärkerem Maße als die Elterngeneration vor der Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit den Kulturen des Herkunfts- und des Aufnahmelandes stehen. Aber auch die migrierenden Erwachsenen sind mit derartigen Prozessen konfrontiert, die eine Emanzipation von alten Strukturen und das Finden einer neuen Identität herbeiführen können, sofern die Betroffenen dies wünschen (vgl. Weingarten). Der Bereich des ›Inter‹ ist also in vielen Fällen durchaus positiv zu verstehen. Aufgrund der deutlichen Fokussierung dieses Bereichs in zahlreichen Beiträgen soll er im Folgenden eigens dargestellt werden.

2. DAS ›INTER‹ IN DER INTERKULTURELLEN FAMILIE

Wie gesagt ist der Aspekt des ›Inter‹ ein positiver, denn durch ihn entsteht etwas Neues, das in harten Aushandlungsprozessen erarbeitet werden muss, aber eine zukunftsweisende und lebenszugewandte Form besitzt. So richtet es sich gegen die althergebrachte Verwendung von binären Oppositionen, die einander als sich gegenseitig ausschließende Welten gegenübergestellt werden, und somit gegen eine Vorstellung von kultureller Differenz, die »ontologisch gesetzt und damit als unüberbrückbar behauptet« wird (vgl. Keupp). Aus einer solchen Einstellung resultieren Feindseligkeit und Abschottung, die auch häufig genug in den Texten beschrieben werden, wenn z.B. die migrierten Eltern das Aufnahmeland als tendenziell feindselig betrachten (vgl. Helfferich). Außerdem richtet sich das positiv verstandene ›Inter‹ gegen die im Deutschland der 1980er Jahre kursierende Vorstellung eines ›Dazwischen‹, welches impliziert, dass die Betroffenen sich zwischen zwei Kulturen befänden und nicht wüssten, zu welcher sie gehörten. Dieses Bild rekurriert auf einen Kulturbegriff, der Kulturen als abgeschlossene Entitäten begreift, die keine Vermischung zulassen, und auf eine Gesellschaft, die Einwandererkinder in eine feste Opposition von ›wir‹ vs. ›ihr‹ zwingen will. Dies hat sich – zumindest in den literarischen Texten – gewandelt: Hier werden, neben dem durchaus auch noch existierenden oppositionellen Denken, die Prozesse der Durchdringung stark gemacht, aus denen neue Formen des ›Dazwischen‹ entstehen (vgl. Holdenrieds Titel »Eine Position des Dritten«; auch Keupp spricht von der »Chance zu etwas Drittem«). Diesen Bereich hat Homi K. Bhabha mit seiner Theorie vom ›Dritten Raum‹ zu erfassen versucht, indem er den

Hybridisierungsprozessen des Zwischenraums einen positiven Sinn zugewiesen hat.⁸ Indem die VertreterInnen der zweiten Generation eine positiv verstandene dritte Position einnehmen, lösen sie sich aus der Tradition (vgl. Holdenried) oder sie können diese umgekehrt endlich annehmen und ihren Platz in der genealogischen Kette finden, weil sie sich mit den Eltern und Großeltern ausgesöhnt haben (vgl. Willms). Weiterhin kann mit der Position des Dritten die Emanzipation aus archaischen Strukturen zum Wohle der eigenen Nachfahren gemeint sein (vgl. Weingarten). Eine dritte Position zu finden, kann aber auch heißen, sich andere Eltern zu imaginieren und sich so einer anderen Tradition, Geschichte, Genealogie und anderen Genderkonzepten anzuschließen, welche die zweite Generation aus bedrückenden Familienmustern befreien (vgl. Ekelund, auch Holdenried). Diese dritte Position kann oft nur durch heftige innere und äußere Konflikte errungen werden, und manchmal wird sie auch gar nicht erreicht. Dies hängt mit der spezifischen Problemlage der Familie in der Migration zusammen, welche nun dargestellt werden soll.

3. SPEZIFISCHE ASPEKTE, DIE FAMILIE BETREFFEND

Sowohl in den soziologischen und psychologischen als auch in den literatur- und kulturwissenschaftlichen Beiträgen werden zahlreiche Gesichtspunkte besprochen, welche den Mikrokosmos der interkulturellen Familie mit ihren Wünschen, Hoffnungen, Konflikten, Verhandlungen und Konzepten betreffen. Auffällig ist, dass sich hier die meisten und deutlichsten Überschneidungen zwischen den Darstellungen in den literarischen Texten und den psychologischen und soziologischen Untersuchungen finden lassen. Dies mag einerseits dadurch erklärbar sein, dass die AutorInnen der literarischen Texte, wie oben bereits angedeutet, häufig aus eigenen Migrationserfahrungen schöpfen und die Romane eine autobiographische Grundlage besitzen. Andererseits darf nicht vergessen werden, dass es sich auch bei den Interview- und Alltagsschilderungen, auf die sich die soziologischen und psychologischen Forschungen unter anderem stützen, um Narrationen handelt, die von selektiven Wahrnehmungs- und Erinne-

8 | Vgl. Homi K. Bhabha: *Die Verortung der Kultur*, Übersetzung von Michael Schiffmann und Jürgen Freudl, Tübingen 2000.

rungsprozessen gesteuert sind (vgl. Riedel, Nieberle) und, wie auch die Literatur, nicht als ›Abbild von Wirklichkeit‹ missverstanden werden dürfen.

Familie wurde immer schon ausgehandelt und ist keine »ontologische Matrix« (vgl. Keupp), auch wenn diese Vorstellung weit verbreitet ist. Und die Notwendigkeit, zwischen Nähe und Distanz, zwischen Eltern- und Kindergeneration, zwischen Individuum und Gesellschaft eine Balance zu finden, gilt für die Migrationsfamilie wie für die nicht von der Migration betroffene Familie gleichermaßen (vgl. Helfferich, Scholz, Willms), was ein überraschender, aber auch ein besonders wichtiger Befund zu sein scheint, da er der Migrationsfamilie ihren Sonderstatus nimmt.⁹ Viele Konflikte finden sich in Familien mit und ohne Migrationshintergrund gleichermaßen, in letzteren erfahren sie jedoch eine andere Einfärbung und Zuspitzung. Wie sehen nun diese Verhandlungen aus?

Helfferich definiert Familie in ihrem Beitrag als Verwandtschaftssystem und als Generationenabfolge – und eben dieser letztgenannte Aspekt ist der in allen Beiträgen des Bandes zentrale. Auswanderung – dies ist in den meisten Fällen der Grundstein für die interkulturelle Familie – ist ein Familienprojekt, welches über viele Generationen hinweg prägend für die Familienidentität als ganze und die Identität der einzelnen Familienmitglieder ist.

Der häufigste Grund für die Migration besteht darin, für sich und die (potentiellen) Nachkommen ein besseres Leben zu finden. Doch genau hier liegt die Wurzel vieler Konflikte, weil dadurch das Ausbalancieren der Nähe-Distanz-Beziehung schwieriger wird. Die natürliche Identifikation der Kinder mit den Eltern und die häufig empfundene Verpflichtung der Kinder gegenüber ihren Eltern wird prekär: Die Eltern erwarten von ihren Kindern Dankbarkeit und manchmal auch, dass sie Chancen umsetzen, welche den Eltern verwehrt waren. Der häufig zwischen der Eltern- und der Kindergeneration bestehende Konflikt zwischen Festhalten und Loslassen kann in der Migrationsfamilie besonders schwierig werden, je nachdem, wie integriert die Eltern im Migrationsland sind. Fällt diese Bilanz eher negativ aus, so kann aus dem natürlichen Konflikt die Angst vor Verlust und Entfremdung resultieren, obwohl das Solidarpotential der Kinder mit den

9 | Auch die statistischen Erhebungen belegen, dass der Migrationsfamilie kein Sonderstatus zukommt: In Bezug auf die soziale Lage und die privaten Lebensformen unterscheiden sich die Kinder aus Migrationsfamilien nicht wesentlich von den Familien ohne Migrationshintergrund (vgl. Scholz).

Eltern hoch ist (vgl. Scholz). Die interkulturelle Familie ist immer von Erfahrungen der Trennung und des Verlusts geprägt; daraus resultieren aber häufig genug ein neuer Zusammenhalt und eine Stärkung, während der offene genealogische Bruch nicht dargestellt wird (vgl. Blioumi). Es darf aber nicht ausgeblendet werden, dass es oftmals nicht möglich ist, den Zusammenhalt auch zu leben (vgl. Helfferich).

Ein entscheidendes Ereignis für die Stärkung des genealogischen Zusammenhalts besteht darin, dass aus Kindern Eltern werden. Für oder auch durch die eigenen Kinder kann in der genealogischen Kette ein Platz gefunden (vgl. Willms), für die eigenen Kinder kann ein Prozess der gelungenen Emanzipation ausgelöst werden (vgl. Weingarten). Gewissermaßen ein umgekehrter Fall findet sich in der Darstellung einer vom Nationalsozialismus und der Mitschuld an der Shoah geprägten deutschen Familie durch den israelischen Filmemacher Eytan Fox; hier erringt die Familie dadurch ihre Lebensfähigkeit, dass der Enkel den verbrecherischen Großvater tötet (vgl. Ekelund).

Der Identitätsprozess von Eltern und Kindern in einer Familie muss nicht nur eine Balance zwischen den beiden Generationen finden, sondern auch eine zwischen Individuum und Gesellschaft. Dass Eltern und Kinder dabei unterschiedliche Wege gehen und andere Lösungen finden, liegt auf der Hand und wird sowohl in den literarischen Darstellungen als auch in den soziologischen Interviews thematisiert. Häufig hat die erste Generation größere Schwierigkeiten, sich zu integrieren, als die zweite. Für den Fall des gelingenden Integrationsprozesses hat Blioumi Termini vorgeschlagen, die sehr präzise zwischen den verschiedenen Identitätskonzepten unterscheiden: Ein gelungener Integrationsprozess in der ersten Generation kann als ›Bikulturalität‹ bezeichnet werden, da das Ich zwei nationale Identitäten harmonisch vereint – die ›alte‹ und die ›neue‹ –, ohne eine davon aufzugeben. In diesem Identitätskonzept existiert auch ein Begriff von Heimat, der sich auf das Ursprungsland bezieht; beide Teile des Ichs sind national gefärbt. Die zweite Generation dagegen findet im Falle der gelungenen Integration eher zu hybriden Konzepten, also zu einer *interkulturell* gefärbten Identität, wie sie im Vorangegangenen geschildert wurde. Begriffe von Heimat werden nicht thematisiert, stattdessen sind die Kinder Vertreter einer globalen Jugendkultur, die keine nationalen Grenzen mehr kennt. Auch hier gilt es aber, die Identitätsarbeit der Eltern und diejenige der Kinder miteinander in Einklang zu bringen, sodass die Aus-

handlungsprozesse zwischen Individuum und Gesellschaft und diejenigen zwischen den Generationen untrennbar miteinander verflochten sind.

Eine letzte wichtige Beobachtung betrifft den Zusammenhang zwischen der Generationenabfolge, der Tradition und Genderfragen. Obwohl die meisten literarisch dargestellten (und in den soziologischen Untersuchungen befragten) Familien von patriarchalischen Strukturen geprägt sind, werden die Genealogie und die Bindung an das Heimatland vor allem durch die Frauen und Mütter hergestellt (vgl. Blioumi, Riedel, Willms). Vor allem die *Familienerinnerung*, welche besonders wichtig ist für die Identitätsbildung der Familie sowohl auf synchroner als auch auf diachroner Ebene, ist eine weiblich tradierte. Das Familiengedächtnis spielt eine entscheidende Rolle in der Auseinandersetzung zwischen der eigenen Tradition und Geschichte und der Aufnahmegesellschaft (vgl. Riedel). Da dies besonders für die Texte von AutorInnen jüdischer Herkunft gilt, ist es auffällig, dass in dem Film *Walk on Water* (2005) des israelischen Regisseurs Eytan Fox die »psychische Heilung« der deutschen Familie erst durch den Bruch mit der nationalsozialistisch geprägten Generation der Väter und Großväter hergestellt werden kann (vgl. Ekelund). Somit kommt den künstlerischen Medien eine weitere Aufgabe zu: Sie stellen nicht nur Familienidentitäten *dar*, sondern sie stellen sie auch *her*, denn der Prozess des Erzählens selbst, also in metafiktionaler und nicht nur innerfiktionaler Hinsicht, hat diese identitätsbegründende Funktion.

Anders als es des Öfteren beschworen wird, können die AutorInnen des vorliegenden Bandes keine Krise der Familie konstatieren: Familie verändert sich, was im Zeichen von Migration, aber auch im Zeichen der Globalisierung eine Zuspitzung erfährt. Diese kann schmerzlich sein, aber auch Chancen eröffnen, und vor allem muss sie nicht notwendig zum Scheitern der Familie führen. Im Gegenteil: Die Aushandlungsprozesse zwischen Individuum und Gesellschaft können zu einer Stärkung des Familiensammenhalts führen und damit auch zu einer Stärkung des Einzelnen. Während die soziologischen Untersuchungen tendenziell das Repräsentative zu erforschen versuchen, stellten die literarischen Texte eher die Extremalagen dar: das Scheitern und die Katastrophe, aber auch die Utopie.

4. DIE NARRATIVE FORM

Viele AutorInnen des Bandes konnten beobachten, dass die Darstellung von Fragen der Interkulturalität in der Familie eine deutliche Entsprechung in der literarischen Form findet. Dies betrifft vor allem solche Darstellungen, in denen es um die Identität der zweiten Generation, also der Kinder der Ausgewanderten, geht. Deren Auseinandersetzung mit den verschiedenen Kulturen, mit denen sie konfrontiert sind, scheint häufig einer hybriden Erzählweise zu entsprechen. So unterläuft Yadé Kara in ihrem Roman *Selam Berlin* (2003) die bisher im Familienroman üblichen Erzählmodelle und bedient sich stattdessen verschiedener Traditionslinien, um auch auf der Ebene der Form etwas Neues zu schaffen, das dem ›Inter‹ auf der inhaltlichen Ebene entspricht (vgl. Holdenried). Analog dazu wird die Erzählweise, die disparate Elemente scheinbar unzusammenhängend aneinanderreihet, als Ausdruck für das Zusammenführen von Disparatem in der Beziehung der Familienmitglieder (speziell von Mutter und Tochter) gelesen (vgl. Blioumi). Außerdem kann die auffällig häufig verwendete achronologische Zeitstruktur der Romane als der unausgeglichenen Identität der Erzählfiguren entsprechend sowie als Ausdruck ihrer generationellen Verflechtung gelesen werden (vgl. Willms). Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang der Befund, dass eine solche Entsprechung von hybrider Identität und literarischer Technik durchaus keine Neuerung des 21. Jahrhunderts ist. Neben der Epik betrifft dies auch andere Gattungen: So entspricht bereits bei Lenz der »personalen Hybridität des Titelhelden« eine hybride Dramenstruktur (vgl. Hermes), die mit den dramatischen Konventionen des 18. Jahrhunderts weitgehend bricht.

Die deutliche Verbindung von Inhalt und Form vor allem in Bezug auf die Identität der Einwanderer*kinder* zeigt, dass die Literatur mit den ihr eigenen Mitteln Modelle entwerfen kann, die es noch nicht flächendeckend in der Gesellschaft gibt, und sie entwickelt so die Vorstellung einer wahrhaft interkulturellen Identität.

5. HISTORISCHE VERÄNDERUNGEN

Interkulturelle Fragestellungen in Bezug auf das Thema ›Familie‹ waren auch vor dem 21. Jahrhundert bereits wichtig für die Literatur, doch wurden hier andere Aspekte betont als heute. Dies ist kein überraschender Befund,

denn in der Literatur werden ähnliche Diskurse aufgegriffen und diskutiert wie in anderen Sprachmedien (z.B. in politischen, theologischen oder gesellschaftskritischen Schriften). Lediglich zwei wichtige Punkte sollen hier hervorgehoben werden, die sich als wiederkehrende, aber der Veränderung unterliegende Diskurselemente beobachten lassen: der Rassismus und der Exotismus.

In älteren Texten fällt auf, dass es zwei Verhandlungsweisen bezüglich dieser Diskurselemente gibt: Zum einen existieren solche Werke, in denen sowohl rassistische als auch exotisierende Darstellungen überwiegen (vgl. Stamm). Kulturen und ›Rassen‹ gelten hier als feste Entitäten, die nicht vermischt werden können und dürfen. Die Texte demonstrieren, dass Paarbeziehungen, die auf einer solchen kultur- und ›rassenübergreifenden‹ Verbindung geschlossen werden, zum Scheitern verurteilt und die aus ihnen hervorgehenden Kinder nicht lebensfähig sind. Dabei geht die rassistisch-essentialisierende Perspektive stets von einer Höherwertigkeit der europäischen Kultur aus. Auch da, wo die Texte Ambivalenzen zulassen und die Faszination an der exotischen Fremde positiv konnotiert ist, bleibt die binäre Opposition zwischen ›dem Eigenen‹ und ›dem Fremden‹ erhalten und eröffnet nicht den Raum für Formen von Hybridität.

Zum anderen existieren aber auch Texte, in denen eine solche binäre Opposition in Frage gestellt wird und es zu Hybridisierungen und Transgressionen kultureller Grenzen kommt. Neben Lenz' *Der neue Menoza* (1774) (vgl. Hermes) wären hier ergänzend Texte wie Lessings *Nathan der Weise* (1779) und Goethes *Iphigenie auf Tauris* (1787) zu nennen. Diese Werke streichen das Exotische, welches in den zuerst genannten Texten eine furchteinflößende Größe darstellt, nicht heraus, sondern markieren gerade die Absurdität der Vorstellungen von ›exotischen Wilden‹, ›unzivilisierten Barbaren‹ u. ä.

Wie die vorangegangenen Darstellungen zeigen konnten, hat sich der Umgang mit exotisierenden und rassistischen Diskursen zumindest in der allgemein anerkannten Gegenwartsliteratur gewandelt, stoßen doch Exotismus und Rassismus bejahende Texte auf keine breite Akzeptanz mehr. Zwar finden sich auch in den Gegenwartstexten exotisierende Diskurse, doch werden diese hier (wie auch schon bei Lenz) als Zuschreibungen an die Protagonisten von außen markiert, während die Helden und Erzähler selbst, wie weiter oben gezeigt, verstärkt Formen eines positiven ›Inter‹ finden. Auch Rassismus wird in den Gegenwartstexten thematisiert, doch auch in diesem Fall handelt es sich nicht um eine dem Text zugrundelie-

gende Denkweise (wie z.B. bei Karlin, vgl. Stamm), sondern um ein explizit kritisiertes Phänomen der Gesellschaft.

So entfaltet die Literatur nicht nur ein utopisches Potential, sondern deutet auch an, dass die interkulturelle Familie – zumindest in der Literatur – eine zukunftsweisende Form gefunden hat. Dieser Sachverhalt soll betont werden, ohne die in Literatur und Gesellschaft gleichermaßen bestehenden Identitäts- und Integrationsprobleme auszublenden. Dennoch lässt sich abschließend eine Brücke zu Heiner Keupps anfänglich genannter Prognose auf sozialpsychologischer Ebene schlagen: Überwindet die spätmoderne Gesellschaft die Vorstellung von ›reinen Identitäten‹ – und zwar unabhängig davon, ob diese sich mit einem Migrationshintergrund auseinandersetzen müssen oder nicht – und erkennt sie stattdessen »ergebnisoffene, bewegliche authentische Identitätskonstruktionen« an, wie sie in der interkulturellen Literatur bereits verbreitet sind, so wird ein positiv verstandenes »Leben mit Differenz« (vgl. Keupp) mit allen Risiken, aber auch mit allen Chancen möglich und zum Normalfall in der Gesellschaft.

